

- Es gilt das gesprochene Wort! -

Sperrfrist: 18 Uhr

**Oberbürgermeister Wolfgang Griesert:
Handgiftenrede
am Montag, 4. Januar 2016, im Rathaus**

Herr Ratsvorsitzender,

liebe Ratskolleginnen und Ratskollegen,

sehr geehrter Herr Bundestagsabgeordneter Dr. Middelberg, sehr geehrte Mitglieder
des Landtages,

sehr geehrter Herr Landrat Dr. Lübbersmann, lieber Michael,

sehr geehrter Herr Ehrenbürger Fip,

sehr geehrte Frau Gille, *für terre des hommes*

sehr geehrter Herr Prof. Mielenhausen,

sehr geehrter Herr Schmedt,

sehr geehrter Herr Prof. Dr. Sievert,

sehr geehrte Bürgermedaillenträger,

meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich hoffe, Sie haben ein friedliches Weihnachtsfest erlebt, konnten nach einem anstrengenden und intensiven Jahr ein wenig Ruhe finden, und sind gut ins neue Jahr gekommen. Für 2016 wünsche ich Ihnen Glück, Gesundheit und Frieden. Den Ratsmitgliedern Frank Henning, Burkhard Jasper und Josef Thöle, die in den vergangenen Tagen Geburtstag feierten, gratuliere ich nachträglich ganz herzlich.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

wie üblich, zeichneten sich schon zu Beginn des vergangenen Jahres einige der Themen ab, über die ich heute zu Ihnen sprechen wollte. Vor knapp 12 Monaten war eigentlich schon klar, dass ich die Bauarbeiten am Neumarkt und das immer noch

geplante Einkaufscenter ansprechen würde. Ich hätte ein paar Sätze verlieren können über die Vor- und Nachteile der Neumarktspernung, deren baustellenbedingte Begründung sich inzwischen zu verschieben scheint.

So wollte ich die Verkehrs- und Baustellensituation im Allgemeinen ansprechen, ebenso wie die Erreichbarkeit unserer Stadt und die Sicherheit für die schwächeren Verkehrsteilnehmer. Ein Thema sollte nach der internationalen Klimaschutz-Konferenz in Paris die kommunale Verantwortung für das Klima und der Masterplan Klimaschutz sein. Die Auszeichnung der Friedensstadt mit dem Europäischen Kulturerbesiegel und die Auszeichnung des Natur- und Geoparks TERRA.vita als „UNESCO Global Geopark“ sind schöne, weitstrahlende Anerkennungen, die Bestätigungen unserer gemeinsamen Arbeit in der Stadt und in der Region sind.

Selbstverständlich sollte die Rettung des Klinikums und die Zukunft des Flughafens Münster/Osnabrück dazugehören. Und so war vor einem Jahr auch schon klar, dass die Haushaltskonsolidierung wie immer dazu gehören würde, obwohl ich noch nicht wissen konnte, dass uns der Wechselkurs des Schweizer Franken einen Strich durch allerlei Rechnungen machen würde.

Ebenso wenig konnte ich wissen, dass uns seit dem Sommer eine Haushaltssperre intensiv beschäftigen würde. Ich konnte auch nicht davon ausgehen, dass unsere Konsolidierungsanstrengungen einem Tidenhub ausgesetzt werden, der uns vom Ziel eines ausgeglichenen Haushaltes eher abtreiben würde. Wir sind zwar tapfer gegen den Strom der einsetzenden Ebbe wegbrechender Gewerbesteuererinnahmen geschwommen, hatten allerdings große Mühe, nicht rückwärts weggeschwemmt zu werden:

Es ist nicht ganz so schlimm geworden, wie befürchtet: Wir finden uns nicht auf dem offenen Meer in Seenot - aber der Zustand ist auch nicht so gut wie gehofft: Grund unter den Füßen haben wir noch nicht, so dass wir weit davon entfernt sind, am Strand den Sonnenschirm aufspannen zu können.

Zu Beginn des vergangenen Jahres dachte ich, dass heute auch der Fußball wieder ein Thema sein würde. Nicht absehen konnte ich allerdings, dass der VfL nach einem mutigen Trainerwechsel unter sportlichen Gesichtspunkten in die Erfolgsspur

zurückkehren würde und mit einem bisschen mehr Glück sogar noch besser dastehen könnte.

Und ein weiteres Thema wollte ich im Rückblick ansprechen, ein Thema, das zu Beginn des vergangenen Jahres eine eigentümliche Dynamik entwickelt hatte. Sie erinnern sich: Ich hatte vorgeschlagen, die Bühnen- und Lichttechnik des Emma-Theaters durch eine Sammlung des Theaters und eine gleich hohe städtische Kofinanzierung zu ermöglichen. Dieser Vorschlag kam so schnell ins Gerede, dass er kaum durchdacht werden konnte: Artikel wurden geschrieben, Leserbriefe auch, Briefe wurden an mich adressiert, die gar nicht an mich adressiert waren.

Empörung wurde inszeniert, Unverständnis erzürnt geäußert, Wörter verrutschten, Misstrauen reichlich gesät. Diese Episode ist deswegen keine Kleinigkeit, weil sie deutlich zeigt, wie hektisch öffentliche Meinungsbildung heute entsteht, wie groß die Gefahr ist, lediglich entlang liebgewordener Vorurteile zu schreiben und zu lesen. Es ist keine neue Erkenntnis, wenn ich sage, dass die Medien nicht nur Beobachter und Erklärer der Szene sind, sondern maßgebliche Akteure. Entsprechend groß ist die Verantwortung für Journalisten wie für alle, die sich auf dieser Bühne bewegen. Schade ist, dass mit dem Rückzug von OS1.tv zum Jahresende die Medienlandschaft ärmer geworden ist.

Auch das Thema des Sponsoring hätte also zu meiner Handgiftenrede gehört, weil der Rat inzwischen, wie Sie wissen, diesen Vorschlag aufgenommen und beschlossen hat, um in unübersichtlichen Zeiten einen Weg zu gehen, der, wie im Rat treffend formuliert worden ist, einen notwendigen Paradigmenwechsel einleiten könnte. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass wir diesen Paradigmenwechsel brauchen und so bin ich sehr gespannt, ob dieser Versuch erfolgreich sein wird.

Üblicherweise - und das ist der Sinn des traditionellen Handgiftentages -, blickt der Oberbürgermeister auf das vergangene Jahr zurück und wagt einen Ausblick auf die anstehenden Aufgaben und Herausforderungen. Und so hätte ich die anstehende Kommunalwahl ansprechen sollen verbunden mit der Aufforderung, sachlich hart - im Ton aber fair um die Wählerstimmen zu ringen. Selbstverständlich wäre ich auch auf den vakanten Vorstand zu sprechen gekommen, um nachträglich Frau Rzycki noch

einmal für ihre Arbeit in Osnabrück zu danken und um ihr für ihre Arbeit in Hannover alles Gute zu wünschen.

Ich hätte sprechen können über die Gründe, die dazu geführt haben, dass und warum wir die Verleihung des Erich-Maria-Remarque-Friedenspreises auf dieses Jahr verschoben haben.

Ich hätte noch einmal erklären müssen, warum wir die Struktur der Schülerbeförderung verändert haben und warum wir die Gebühren für die Kitas anpassen müssen und warum wir mit dem Landkreis über das Gastschulgeld verhandelt haben.

Obwohl wir uns wie üblich nachher die Hände reichen, um uns wechselseitig zu versichern, dass wir gemeinsam für das Allgemeinwohl der Stadt arbeiten wollen, und eben deswegen um den besten Weg streiten, möchte ich heute ausnahmsweise die genannten und andere nicht genannte Themen nicht weiter ausführen.

Meine Damen und Herren,

ich hätte all diese Themen ansprechen müssen, behandle unsere kommunalen Themen heute aber wie die Auslage eines Schaufensters, an dem ich schon eilig vorbeigegangen bin. Denn dieses Schaufenster wird überblendet von Ereignissen, die uns mit steigender Wucht erfassen. Sie zeigen uns, wie fragil und anfällig unsere grundsätzliche Einigkeit ist, die unsere Gesellschaft zusammenhält.

Diese Ereignisse zeigen uns aber auch, wie notwendig eben gesellschaftliche Einigkeit und Zustimmung sind. Ohne diesen Konsens sind wir unfähig, die kommunalen Herausforderungen zu meistern, vor die uns jetzt internationale Ereignisse stellen, denen wir ausgesetzt sind, ohne diese im Geringsten beeinflussen zu können.

Meine Damen und Herren,

zum Wort des Jahres 2015 hat die Gesellschaft für deutsche Sprache „Flüchtlinge“ gewählt, gefolgt von der französischen Aussage „Je suis Charlie“. In ganz Europa, in ganz Deutschland, auch in der Friedensstadt Osnabrück wurde dieser Satz Anfang des vergangenen Jahres zu einem Bekenntnis für Pressefreiheit und gegen

religiösen Fanatismus. Auch wir waren am 16. Januar „Charlie“, als wir, nachdem die Glocken von St. Marien und St. Peter geläutet hatten, auf dem Markt, in Schulen und Geschäften, in Bussen und Betrieben für eine Minute geschwiegen haben.

Gemeinsam haben wir - Muslime, Juden, Christen, Andersgläubige und Glaubenslose - der Opfer gedacht, die gestorben sind, weil sie radikal, unbequem und unermüdlich für sich das Grundrecht der Meinungsfreiheit in Anspruch genommen haben. Und genau das ist eines der Wesensmerkmale, die unsere Gesellschaft für uns und auch für Flüchtlinge so anziehend machen: der Widerspruch, das offene Wort, der Spott, die Ironie, die einseitige Zuspitzung, die Kritik: All das dürfen und können wir in unserer Gesellschaft und all das müssen und wollen wir in unserer Gesellschaft auch aushalten.

So schwierig das mitunter auch sein mag - eben diese Offenheit unserer offenen Gesellschaft – es macht unsere Art des Zusammenlebens gegenüber allen anderen gesellschaftlichen Entwürfen so attraktiv.

Der eine oder andere unter uns wird am 16. Januar befürchtet und sofort den Gedanken wieder unterdrückt haben, dass wir in nicht allzu ferner Zukunft wieder zusammenkommen würden.

Am 16. November gedachten wir dann auf dem Markt der Opfer des 13. Novembers. Damals habe ich gesagt: „Das, was die Feinde unserer Freiheit als ‘pervers’ bezeichnen, lieben wir. Das, was die Feinde unserer Freiheit als ‘dekadent’ bezeichnen, wollen wir nicht anders: Wir wollen uns unterhalten können, ohne Angst haben zu müssen, eine falsche Meinung zu äußern. Unsere Freiheit ist die Freiheit unseres Denkens im Namen der Toleranz. Und diese Toleranz prägt unseren Lebensstil - nicht nur in Paris, sondern in ganz Europa: auch in der Friedensstadt Osnabrück.“

Meine Damen und Herren,

wegen dieses toleranten Lebensstils flüchten Menschen zu uns, die bei uns den Schutz suchen, den ihnen ihre Heimatländer nicht gewähren können. Sie riskieren dafür ihr Leben, so wie die 1.000 Flüchtlinge, die an nur einem Tag im April im

Mittelmeer ertrunken sind. Dieses traurige Ereignis hatte den Rat der Friedensstadt Osnabrück dazu bewogen, in einem Brief an die obersten Repräsentanten Europas, Deutschlands und Niedersachsens seine Bestürzung darüber zum Ausdruck zu bringen, dass der Friedensnobelpreisträger „Europäische Union“ diese Menschen an seiner Grenze nicht retten konnte.

Bei allem Für und Wider in der politischen Debatte sind wir hin- und hergerissen zwischen der Scham darüber, dass wir so viele Menschen im Mittelmeer ertrinken lassen, und dem Stolz darauf, dass wir inzwischen so vielen Menschen geholfen haben, zumindest ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Wir wissen wenig über diese Menschen, weil viele unsere Sprache noch nicht und wir nicht ihre Sprachen sprechen.

Die Verbindung zwischen Dankbarkeit auf der einen und humanitärer Großzügigkeit auf der anderen Seite, zwischen Geben und Nehmen wird vielleicht eines Tages eine Sprache ermöglichen, mit der eine Verständigung zwischen Woher und Wohin, Herkunft und Ankunft erfolgen kann. Im Moment fällt der Austausch noch schwer. Wir wissen zu wenig voneinander! Auch aus diesem Grunde können wir uns nicht in die Situation der Flüchtlinge versetzen. Wir können uns auch nicht mit den Augen derjenigen anschauen, die bei uns Schutz suchen.

Daher nehme ich den heutigen Tag zum Anlass, andere Zeugen von Flucht und Vertreibung zu uns sprechen zu lassen. So verschieden Ursachen und historische Umstände auch sein mögen - das unfassbare Leid wird angesprochen. Auch aus unserer Stadt mussten einst Menschen fliehen, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Einer von ihnen war bekanntlich Erich Maria Remarque, der in die USA emigrierte. In einem Text aus dem Jahre 1947, den Thomas Schneider im vergangenen Jahr gefunden und veröffentlicht hat, schreibt er:

„[...] Die Taubheit der Jahre in den Konzentrationslagern, Taubheit, die an die Stelle der Gefühle getreten war, damit man den Anblick ertragen konnte, wie Kinder zwischen den erstarrten Leichen stumm nach ihren Müttern suchten. Die Schreie aus den Gaskammern, der Gestank aus den Öfen der Krematorien, die massenhaft

verabreichten Giftspritzen, die Qual, die jede Vorstellung übersteigt. All das ist jetzt vorbei.

Für Tausende von Flüchtlingen, die in dieses Land gekommen sind, ist dies Teil einer Vergangenheit, deren Schrecken nur in Alpträumen zurückkehrt, wenn plötzlich der Atem stillsteht, weil in der Nacht plötzlich ein Güterwaggon vorüberrollt oder weil ein Arzt ein Reagenzglas mit einem harmlosen Impfstoff hochhält[...]

Denn wer kann ohne Vergessen leben? Aber wer kann das alles vergessen?

Auf der Asche des Schmerzes und der Angst und der Einsamkeit versucht der Flüchtling, sich ein anderes Leben aufzubauen [...]

Sie haben es gefunden in ihrem eigenen drängenden Wunsch, die Toten ruhen zu lassen, in ihrem ungebrochenen Willen, nach dem Leben zu greifen[...]"

Ein anderer Osnabrücker, der fliehen musste, war Friedrich Vordemberge-Gildewart. Er malte im Exil, wie der Bildhauer Hans Arp es ausdrückte: „reine Eilande in der grauenhaften Wirrnis unserer Zeit.“

1943 schrieb die wie Remarque ebenfalls in die USA geflüchtete Hannah Arendt in dem Artikel „Wir Flüchtlinge“:

„Wir haben unser Zuhause und damit die Vertrautheit des Alltags verloren. Wir haben unseren Beruf verloren und damit das Vertrauen eingebüßt, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen, die Einfachheit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle.

Wir haben unsere Verwandten in den polnischen Ghettos zurückgelassen, unsere besten Freunde sind in den Konzentrationslagern umgebracht worden, und das bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt[...]

Man sagte uns, wir sollten vergessen; und das taten wir schneller, als es sich irgendjemand überhaupt vorstellen konnte[...]

Ich weiß nicht, welche Erfahrungen und Gedanken des Nachts in unseren Träumen hausen[...]

Doch manchmal stelle ich mir vor, dass wir zumindest nachts an unsere Toten denken oder uns an die einst geliebten Gedichte erinnern[...]"

Jahrzehnte später, erst vor wenigen Wochen, veröffentlicht die Süddeutsche Zeitung unter dem Titel „Heimweh nach Zukunft“ über den „Sog der totalen Verzweiflung“ einen Text von Herta Müller, die 1987 aus Rumänien nach Deutschland ausgereiste Literaturnobelpreisträgerin von 2009. Sie beschreibt darin, wie ganz normale Menschen das Risiko auf sich nahmen, aus der Diktatur in Rumänien zu fliehen. Sie beschreibt darin die hypnotisierende Sehnsucht, die sich regelmäßig während der Zugfahrten entlang der Donau einstellte. Sie bemängelt, dass es in der deutschen Erinnerungslandschaft keinen Ort gebe, der die Vertreibung von Hunderttausenden Menschen aus Nazi-Deutschland thematisiere. Zurückgerufen habe sie niemand:

„Aber vielleicht ist das heutige Deutschland trotzdem eine Heimweh-Heimat geworden. Nicht nur für uns, die wir hier leben. Auch für Menschen, die aus Diktatur und Krieg fliehen müssen. Die haben Heimweh nach Frieden und Sicherheit. Und weil Deutschland ihnen das bieten kann, haben Sie Heimweh nach Deutschland[...] – Heimweh nach Zukunft[...]"

Ich glaube, wenn der Sog der totalen Verzweiflung ein Land erfasst, entsteht die Massenpsychose der Flucht. In Syrien und Eritrea ist es so. Und der Sog hört nur auf, wenn die Verzweiflung abnimmt, das Morden des Diktators, des Kriegs und die Apokalypse des islamistischen Terrors. Krieg ist ein politischer Feind, und Kriegsflüchtlinge sind politisch verfolgt und jeder einzelne braucht Schutz. Dieser Schutz kann nicht begrenzt werden, nur weil ihn so viele brauchen.“

Und 2014 erinnert Herta Müller in Hamburg anlässlich der Verleihung des Hannelore-Greve-Literaturpreises an den in Auschwitz ermordeten Osnabrücker Felix Nussbaum:

„Der Maler Felix Nussbaum hatte auch ein Versteck, überlebte das Exil jedoch nicht. Nussbaum malte im Versteck. Ein Nachbar roch die Ölfarbe und denunzierte ihn. Diese Denunziation kostete ihn das Leben – mit dem letzten Transport aus Belgien wurde er nach Auschwitz gebracht.“

Meine Damen und Herren,

ob Herta Müller wohl an das Bild „Der Flüchtling“ von 1939 von Felix Nussbaum gedacht hat, das hier in der Friedensstadt im Felix-Nussbaum-Haus ausgestellt ist? Vielleicht hat sie es gesehen, als sie vor einigen Jahren das Felix-Nussbaum-Haus besucht hat. Ich kann mir gut vorstellen, dass Frau Jaehner es ihr gezeigt hat. Vielleicht hat sie beim Schreiben an dieses Bild gedacht, den Katalog zur Hand genommen, erneut das Bild angeschaut?!

Der Betrachter sieht auf einem großen weißen Tisch einen Globus mit dem Kontinent, dessen Kultur die Nationalsozialisten mit Krieg und Terror vernichten wollten. Im Hintergrund ein schwarzgekleideter Mann vor einer kahlen Wand, der sein Gesicht niedergeschlagen vorgebeugt in die Hände gelegt hat: aus Europa vertrieben ohne je heimkehren zu können? Für den heutigen Betrachter muss sich die Bedeutung des Bildes gewandelt haben:

Wurden damals Menschen aus Europa vertrieben, so suchen heute Vertriebene eben dieses Europa, unser Europa.

Sie suchen insbesondere das Land, in dessen Namen damals Menschen versklavt, gefoltert und ermordet worden sind. Unser Land ist zu einer - wie Herta Müller sagt - „Heimweh-Heimat“ geworden.

Meine Damen und Herren,

das haben wir insbesondere den Menschen zu verdanken, die einfach mitgeholfen haben, die die Ankommenden in Empfang genommen haben, die ihnen bei den ersten Schritten und dann auch bei den weiteren Schritten in Deutschland geholfen haben. Sie haben der internationalen Öffentlichkeit ein Land selbstbewusster Humanität vorgestellt. Vielleicht darf ich es so sagen: Ein Land, in dem die Herzenshöflichkeit Geschichte geschrieben hat.

Ich danke daher insbesondere den ehrenamtlichen, aber auch den professionellen Helfern in unserer Friedensstadt, die völlig selbstverständlich zu einem Zeitpunkt geholfen haben, als die notwendigen Strukturen in den Verwaltungen und bei den Hilfsorganisationen noch nicht vollständig aufgebaut waren. Und so möchte ich an

dieser Stelle auch den Kolleginnen und Kollegen der Stadtverwaltung danken, die großartig diese neue Aufgabe angenommen haben.

Die Anschläge von Paris zielten auf unser freiheitliches und demokratisches Selbstverständnis. Wir müssen uns daher fragen, was uns unsere Freiheit wert ist. Wir alle müssen uns fragen, wie wir sie schützen wollen, welche Risiken wir auf uns nehmen wollen. Im Sinne dieses Selbstverständnisses dürfen wir nicht nur, wir müssen sogar über eine DER Herausforderungen diskutieren, die unsere Gesellschaft auf sich nimmt und die unsere Gesellschaft zugleich auch verändern wird:

Die eigentliche Aufgabe der Integration steht uns ja noch bevor. Und glauben wir nicht, dass wir dieses Integrationsprojekt gleichsam als Außenstehende nur beobachten. Wir müssen viel von den Menschen erwarten, die zu uns gekommen sind und bei, mit und unter uns leben wollen. Aber diese Menschen werden irgendwie auch uns verändern, wir wissen nur noch nicht WIE ! Und wenn wir streiten, dann doch im Sinne unseres Selbstverständnisses freiheitlicher Toleranz. Im Sinne der freiheitlichen Toleranz, die die Flüchtlinge angezogen hat. Wie anders sollen wir denn eine Lösung finden, die bisher noch keiner hat: Weder diejenigen, die eine Flüchtlingsobergrenze und Kontingente fordern, noch diejenigen, die eine europäische Lösung favorisieren oder diejenigen, die allein auf die Befriedung in den Konfliktregionen setzen.

Wenn wir im Sinne der eingangs angesprochenen Einigkeit hoffen dürfen, Lösungen für die drängendsten Fragen zu finden und auch einen guten Weg der Integration finden für die Menschen, die hier bleiben werden, liebe Ratsmitglieder, liebe Gäste, dann werden wir auch alle anderen Probleme unseres kommunalen Alltags regeln können. Dann werden diese Probleme zwar nicht kleiner, aber verlieren doch etwas von ihrem übermächtigen, unabwendbaren Charakter.

Und so erlauben Sie mir, sehr geehrter Herr Ratsvorsitzender, meine Damen und Herren, dass ich zum Schluss doch noch einmal kurz auf das Schaufenster zurückkomme, an dem ich vorhin vorbeigeeilt bin:

Unsere Haushaltssituation ist so dramatisch, dass ich noch einige Anmerkungen dazu machen möchte, denn das zurückliegende Jahr war geprägt von einer deutlichen Verschlechterung. Gingen wir in der Planung noch von einem Fehlbetrag von 9,2 Mio. Euro aus, geht die Finanzverwaltung davon aus, dass das Rechnungsergebnis 2015 ein Defizit von wahrscheinlich deutlich über 30 Mio. Euro zeigen wird. Dies wäre das zweitschlechteste Ergebnis seit 20 Jahren.

Trotz guter wirtschaftlicher Rahmenbedingungen ist es uns bisher nicht gelungen, einen Überschuss zu erzielen und Altfehlbeträge abzubauen. Hinzu kommt, dass die Gewerbesteuer 2015 stark eingebrochen ist. Statt der erwarteten 106 Mio. Euro werden nur rund 81 Mio. Euro in die Stadtkasse fließen. Ohne die Hebesatzerhöhung wäre der Ausfall noch größer. Unter Berücksichtigung der geringeren Gewerbesteuerumlage verbleibt eine Ergebnisbelastung von rund 21 Mio. Euro. Hinzu kommen Sonderbelastungen aus Wertberichtigungen und zusätzliche Aufwendungen im Sozialbereich.

Die Liquiditätsentwicklung erforderte, dass ich 2015 eine Haushaltssperre verhängen musste, die ich jetzt zu Beginn des neuen Jahres aufgehoben habe. Sie führte im begrenzten Umfang zu einer Verringerung der Aufwendungen, löste erwartungsgemäß aber nicht das grundsätzliche Problem.

Der Beschluss zum Doppelhaushalt 2016/2017 schließt angesichts des Haushaltsvolumens von ca. 500 Mio. Euro mit verträglichen Defiziten von 5,7 bzw. 2,8 Mio. Euro ab und entspricht somit annähernd den vom Rat beschlossenen Eckwerten.

Nach jahrelangen Konsolidierungsrunden sind zukünftig weitere Verbesserungen nur schwer zu erzielen.

Einen Lichtblick gibt es jedoch. Betrug die Zahl der Einwohner mit Hauptwohnsitz Ende 2014 noch keine 160.000, sind im zurückliegenden Jahr über 6.000 Einwohner hinzugekommen! Osnabrück verzeichnet im Einwohnermelderegister 165.626 Menschen zum 31.12.2015, was sich auch auf die Finanzzuweisungen auswirken wird.

Dennoch werden auch in den kommenden Jahren siebenstellige Effekte bei der Haushaltskonsolidierung anzustreben sein. Wenn überhaupt, dann sind diese Volumina aber nur dann zu erreichen, wenn wir uns eng an den gemeinsam formulierten strategischen Zielen ausrichten und sich Kernverwaltung und städtische Gesellschaften noch stärker als „Konzern“ verstehen.

Und auch in der Region sollten wir uns noch klarer für eine angemessene Finanzausstattung einsetzen. Wir sind eine der bedeutendsten Kultur- und Bildungsregionen im Land. Um das bleiben zu können, dürfen wir - Stadt und Landkreis - auch die eklatante asymmetrische Förderung von Theatern und Museen in Niedersachsen nicht klaglos hinnehmen. Sie sehen, auch diese Themen bleiben uns erhalten.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lassen Sie mich eine abschließende Bemerkung machen, bevor wir uns gleich die Hände reichen wie schon seit über 500 Jahren und dieses „Handgiften“ wie seit Jahren auch fotografisch dokumentiert wird:

Wir selbst müssen die Kraft haben, immer wieder mal ein Selfi von uns zu machen, um zu sehen, wie wir gesehen werden und wie wir gesehen werden wollen. Auf diese beiden Aspekte müssen wir achten, um uns dann insbesondere ein Bild von der Differenz zu machen. Dann wissen wir, was wir zukünftig tun müssen !

Damit danke ich Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, dem „Damensolo“ für die bisherigen und den noch folgenden musikalischen Beitrag und wünsche Ihnen und Ihren Familien noch einmal ein gutes und friedliches neues Jahr.